

Isabella Bruckner, Graz / Thomas Sojer, Innsbruck

Locus Iste (W)Orte aus dem Kloster

*Da neigt sich die Stunde und rührt mich an
mit klarem, metallenen Schlag:
mir zittern die Sinne. Ich fühle: ich kann -
und ich fasse den plastischen Tag.*

Rainer Maria Rilke
Stundenbuch – Buch vom Mönchischen Leben (1899)

Der leuchtende Hauptturm, der in den ersten Sonnenstrahlen des Morgens im Wald der barocken Zwiebeln und Türmchen hoch in den Himmel ragt, und dessen Glocken den neuen Tag einläuten, signalisiert den Bewohnern des aufwendig renovierten Gemäuers in nahezu kitschiger Synästhesie, dass der Moment des ersten gemeinsamen Gebets gekommen ist. Es ist nicht nötig, dazu das Chorgestühl im langen, dunklen, leicht nach Moschus riechenden Kirchschrift aufzusuchen. Die Betenden, die aus der Stadt hinzukommen, die Freunde des Hauses, sind um diese Uhrzeit noch wenige, und die Mitglieder der Gemeinschaft selbst zählen bisweilen nicht mehr viele. Es reicht, in der Kapelle zu feiern. Die Brüder, die draußen in einem der vielen Pfarrverbände arbeiten, folgen einem anderen Lebensrhythmus und -ideal als ihre Mitbrüder im Mutterhaus. Sie kehren nur gelegentlich, zu Festtagen und wichtigen Kapiteln (Besprechungen), hinter die klösterlichen Mauern zurück, was das Gemeinschaftsleben der gesamten Kommunität nicht gerade erleichtert. Innerhalb der Klausur leben die *Seniores*, die ihren Dienst vor Mensch und Gott schon vollendet haben und nun den Lebensabend am Ort ihrer Jugend und Ausbildungsjahre beschließen. Ihren Fußstapfen folgend verschlägt es immer wieder das ein oder andere jüngere Gesicht hinter die Klausurgitter, obwohl ihre Zahl klein ist und ihre Gesichter schneller wechseln, als der schon alternde Geist die neuen Ordensnamen behalten mag. In den über tausend Jahren geronnenen Sozialstrukturen klösterlichen Zusammenlebens manifestiert und kontrastiert sich unsere Gegenwart als das, was Zygmunt Bauman (1927–2017) als *liquid modernity* beschrieb: Der Mensch sucht in der Haltlosigkeit seiner fluiden Existenz Möglichkeiten der Einwurzelung, weigert sich aber, sich auf Dauer festzulegen (Bauman 2003, 66). Ordenseintritte verzeichnen im 21. Jahrhundert einen kleinen Aufschwung, sein ganzes Leben im

Kloster verbringt dennoch nur ein überschaubarer Rest.

Müde sehen die sich vor dem Altar einfindenden Gestalten aus. Jedoch nicht von der Vigil, die nur mehr in den wenigsten Klöstern tatsächlich zu tiefnächtlicher Stunde gefeiert wird – so wie das beispielsweise die *Regula Benedicti* (RB) des Heiligen Benedikt von Nursia (480–547) im Originaltext vorsieht –, sondern von den vielen Aufgaben des modernen Klosterbetriebs (vom Betreuen der Gäste bis zum Theologiestudium der *Juniores*). Dem Chorgebet, bei dem im Wechselgesang Psalmen des Alten Testaments, Passagen aus dem Neuen Testament und Hymnen der Frühkirche rezitiert, Lesungen aus der Bibel und den Schriften der Kirchenväter vorgetragen sowie Fürbitten verrichtet werden, verpflichtet sich die Hausgemeinschaft im schnelllebigen Jetzt trotz allem fünf Mal täglich: morgens (Vigil und Laudes), mittags (Sext) und abends (Vesper und Komplet) – obgleich die Fehlstundenlisten der einzelnen Mitglieder stark variieren mögen. *Ora!* [Bete] heißt der erste Auftrag der Regula des Heiligen Benedikt, die seit der 1418 durchgeführten Melker Reform als erster Imperativ des dreigliedrigen Mottos „*Ora et labora et lege*“ („Bete, arbeite und lies!“) in den 25 BenediktinerInnenklöstern Österreichs gilt. Den – vor dem Zweiten Vatikanum noch siebenmalig stattfindenden – Gottesdiensten sei auch nichts vorzuziehen (vgl. RB 43,3). Doch nur eine der 18 Männer- und sieben benediktinischen Frauengemeinschaften, jener am stärksten vertretenen Ordensvereinigung (Kongregation) Österreichs, lebt heute noch die strenge Version der Kontemplation und betet in der Tat in jeder Woche alle 150 Psalmen; es ist dies das Benediktinerinnenkloster Nonnberg in Salzburg, das älteste durchgehend geführte Frauenkloster Europas. Die anderen BenediktinerInnen in Österreich folgen einem apostolischen Charisma – d.h. sie leben gemäß dem Ideal der urchristlichen Gemeinden und in ihrer Sendung offen auf „die Welt“ hin.

Der Klang der kantillierten Psalmen im Inneren, der frühmorgendliche Gesang der Vögel draußen. Rosen und Heilkräuter säumen die Bette des Klostergartens; so das typische Bild eines Klosteralltags, wie es Film und Literatur gern

aufgreifen. Der Garten, der nach spätantiken Architekturvorstellungen den Nonnen und Mönchen zur Rekreation dienen soll, repräsentiert zumindest in der warmen Jahreszeit etwas von der Intention des gesamten Klosterkomplexes, der als „Vorgarten des Paradieses“ an der Schwelle zwischen Himmel und Erde angesiedelt sein will, um so als ein „Garten der Köstlichkeiten“ (*hortus deliciarum*) oder Antizipation des himmlischen Jerusalem (vgl. Offb 21) bereits im Irdenen dem Göttlichen einen Raum zu schaffen. Die langgestreckten Gebäude, die im Morgenlicht langsam sichtbar werden, umfassen neben Bauten, die zu religiösem oder repräsentativem Zwecke bestimmt waren und sind, Werkstätten und Betriebe, denn auch im Paradies, schenkt man den biblischen Schriften Glauben, wird gearbeitet (vgl. Gen 2,15). Die handwerklichen, landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Tätigkeiten, die in früheren Zeiten eine Hauptaufgabe der Religiösen bildeten und zu massivem Reichtum und Wohlstand geführt haben, werden heute in der Regel von Angestellten geleistet.

Ausgang dieser Entwicklung ist die *Josephinische Reform* Kaiser Josephs II. (1781–1788), der in aufklärerischer Manier nur die für die Gesellschaft „nützlichen“ Klöster zu erhalten gedachte und deshalb rund 150 Gemeinschaften, darunter vor allem kontemplative, im ganzen Reich aufhob. So wurden die Konvente, die erhalten bleiben wollten, mit der Seelsorge teils weit entfernter Pfarren oder mit Schul- und Sozialdiensten betraut, was heute den rapide schrumpfenden Kommunitäten schwer zu schaffen macht. Als einer dieser josephinisch inspirierten Teile der Gebäudeanlagen, an denen sich der zweite Imperativ *Labora!* stärker manifestiert, zählen die vielen Ordensschulen in Österreich. Einige der Nonnen und Mönche unterrichten in den Klassen und bilden auf diese Weise eine Brücke zwischen den Schülerinnen und Schülern sowie dem Lehrkörper und der Klostersgemeinschaft. Doch längst ist es nicht mehr so, dass die Gemeinschaft ihren Nachwuchs hauptsächlich aus den früher noch bestehenden Heimen bezieht, wodurch sich der Eintritt in den Konvent damals eher wie ein kontinuierlicher Übergang von den bereits klosterähnlichen Strukturen in den Internaten hin zum lebenslangen Ordensleben vollzog. Heute treten viele der NovizInnen in Österreich ohne einen biografischen Bezug zur künftigen Ordensgemeinschaft ein – nicht selten aus Deutschland und ehemaligen Ostblockstaaten – oder kommen über Großveranstaltungen mit dem Kloster in Kontakt. Manche wählen bewusst geografisch und kulturell entfernte Häuser, um den Ordenseintritt als Zäsur mit ihrem bisherigen Leben „in der Welt“ zu begehen. Neu eintretende Männer entscheiden sich dabei gerne ge-

gen eine Priesterweihe und für den Stand des sogenannten Laienbruders, um nicht als Pfarrer abseits der Gemeinschaft eingesetzt zu werden.

*Ich kreise um Gott, den uralten Turm,
und kreise jahrtausendlang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.*

Rainer Maria Rilke
Stundenbuch – Buch vom Mönchischen Leben (1899)

Der französische Soziologe Henri Lefebvre (1901–1991) argumentiert in *La production de l'espace* (2000), wie Geistiges besondere soziale Raumstrukturen kreiert. Im Sinne Lefebvres Raumtheorie können Lagepläne von klösterlichen Anlagen als weitaus mehr denn funktional verstanden werden. Als architektonischer Ausdruck einer christlichen Weltordnung ließen sie diese im Leben der BewohnerInnen und BetrachterInnen Wirklichkeit werden. Mit den immer höher, weiter und pompöser werdenden Gebäudekomplexen scheinen die geistlichen Gemeinschaften von ihrer ursprünglichen Ausrichtung abgerückt zu sein. Gerade in Zeiten als die Architektur der Klöster und Kirchen den Blick der Menschen steil nach oben hin ausrichtete (siehe Kathedrale in Beauvais), waren Ordensleute stark in die eigene Nabelschau und in irdische Belange verstrickt. So zeigt sich an diesem Beispiel, dass die Architektur zuweilen auch ein Gegenprogramm zur Realpolitik der Klöster darstellte.

Interessanterweise waren die entsprechenden Vermittlungsversuche teilweise aber gar nicht direkt sichtbar, sondern auf die Fähigkeit der Imagination angewiesen. Fliegt man beispielsweise mit einer Flugdrohne über das El Escorial in Madrid oder das Prämonstratenserstift Wilten in Innsbruck (Bau unvollendet) – beides Anlagen, die dem Heiligen Laurenz gewidmet sind –, zeigt das Luftbild der Klosteranlagen den Gitterrost, auf dem Laurenz der Legende nach als Märtyrer bei lebendigem Leibe gebraten wurde. Dabei stellt sich die Frage, weshalb in früheren Jahrhunderten räumliche Strukturen (bspw. auch die Grundrisse der klassischen gotischen Kathedralen in Kreuzform) angelegt worden sind, die sich dem menschlichen Auge erst im 20. Jahrhundert mit Beginn der Luftfahrt erschließen. Antwort geben Stiche in den alten *Codices* der Klosterbibliotheken sowie Gemälde und Fresken der Kirchenschiffe und Prunksäle. Obwohl keiner der Bauherren zu Lebzeiten mit eigenen Augen sehen konnte, was sie aus „Gottes Perspektive“ geschaffen hatten, erahnten sie die Gestalt ihres Werkes in theologisch ausgeschmück-

ten Imaginationen und Ichnographien (ähnlich wie im Grunde alle großmaßstäbigen Landkarten bis zur ersten Fotografie aus der Luft).

Diese symbolisch durchformten Räume prägten dementsprechend die mit ihnen korrelierende Praxis und die Funktion des Gebäudekomplexes, bspw. den Usus, an Festtagen mehrere Gottesdienste in verschiedenen Ecken der Kathedrale gleichzeitig zu feiern. Jedoch verlor sich die ursprüngliche Idee des architektonischen Gebildes über die Jahrhunderte, ebenso wie die originäre Praxis sich veränderte, weshalb der Bau und seine räumlichen Elemente mit neuer Sinngebung versehen wurden. Ein gutes Beispiel dafür ist der klösterliche Kreuzgang (den man keinesfalls mit der katholischen Gebetsform des Kreuzweges verwechseln sollte). Der Name *Kreuzgang* rührt daher, dass in den Liturgien der Frühkirche und des Mittelalters Prozessionen, u.a. zu den Gräbern der verstorbenen Mitglieder im Innenhof, Bestandteil der alltäglichen Gottesdienste waren. Der Innenhof verband als Zentrum der Klausur alle Gebäude der Klosteranlage, ohne dass ein Kontakt zur Außenwelt notwendig war. Diese Prozessionen wurden stets von einem Kreuz angeführt. Man sprach deshalb vom *Kreuzgang* als Tätigkeit, wobei mit der Zeit der sprachliche Ausdruck als Bezeichnung für die architektonische Einheit übernommen wurde. Die Gräberkultur nahm dabei in vielen Fällen eine essentielle Rolle in der klösterlichen Raumtheorie ein: Anfangs noch auf eine Kirchenwand begrenzt, füllten die Gräber irgendwann alle vier Wände des Innenhofs. Kreuzgänge waren somit oftmals Friedhöfe im Zentrum der Wohnanlage und der Tod ein natürlicher Begleiter im Alltag. Im Laufe der jeweiligen Hausgeschichte wurden diese Gräber der Ordensmitglieder jedoch allmählich ausgelagert bzw. durch jene von Stiftern oder Adeligen ersetzt. Einzelne Wände bekamen teilweise auch neue Funktionen, etwa durch ein Brunnenhaus (*Lavatorium*). Der Stereotyp des Kreuzgangs wurde ob seiner praktischen Abgeschlossenheit von der Außenwelt als *hortus conclusus* (gleichzeitig ein Titel der Gottesmutter) in der Moderne zum Bildsymbol für Kontemplation, Ruhe und Innerlichkeit.

Du, Nachbar Gott, wenn ich dich manchenmal
in langer Nacht mit hartem Klopfen störe, so
ists, weil ich dich selten atmen höre
und weiß: Du bist allein im Saal.
Und wenn du etwas brauchst, ist keiner da,
um deinem Tasten einen Trank zu reichen:
Ich horche immer. Gib ein kleines Zeichen.
Ich bin ganz nah.

Nur eine schmale Wand ist zwischen uns,

durch Zufall; denn es könnte sein:
ein Rufen deines oder meines Munds –
und sie bricht ein
ganz ohne Lärm und Laut.

Aus deinen Bildern ist sie aufgebaut.

Rainer Maria Rilke
Stundenbuch – Buch vom Mönchischen Leben (1899)

Die Mauer, die das Klosterareal umgibt, erinnert an die ursprünglich für alle Klöster geltende Abgeschlossenheit. Als quasi autarke Gemeinschaften und Ersatz der Familie, bilde(te)n die Klöster alternative Gesellschaften mit einer anderen Art des Lebens und eine sozusagen „totale Institution“, weil alle grundlegenden menschlichen Tätigkeiten (Arbeit, Freizeit, Ruhe) an ein und demselben Ort kumulierten. Besonders die Frauen lebten gemäß dem Kirchenrecht lange Zeit in strenger Klausur, also abgeschlossen von der Welt, und bildeten erst viel später als ihre männlichen Kollegen apostolische Gemeinschaften aus. Deshalb waren die Frauenklöster von der Josephinischen Reform auch weitaus stärker betroffen. Hierbei ist zu beachten, dass von „Mönch“ und „Nonne“ ohnehin nur in Bezug auf monastische, kontemplative Lebensformen gesprochen wird (z.B. BenediktinerInnen, ZisterzienserInnen, KartäuserInnen, KamaldulenserInnen, TrappistInnen, Klarissen, ...). Sie legen zusätzlich zu den Gelübden der drei evangelischen Räte (Armut, Keuschheit und Gehorsam) noch jenes der *Stabilitas Loci* ab – d.h. sie entscheiden sich für eine konkrete Gemeinschaft und bleiben diesem Ort und seinen BewohnerInnen ein Leben lang treu. Bei apostolischen Gemeinschaften (z.B. Franziskaner, Dominikaner, Salesianer, Jesuiten, SalvatorianerInnen) besteht die Zugehörigkeit zu einer Kongregation, nicht jedoch zu einem bestimmten Ort – d.h. dass sie gemäß ihren Aufgaben in der Kirche und „in der Welt“ Wohn- und Arbeitsort immer wieder wechseln.

Doch darf man nicht vergessen: Gastfreundschaft bildet in der *Regula Benedicti* ein hohes Gut! „Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus“ [*Omnes supervenientes hospites tamquam Christus suscipiantur*] (RB 53,1) „und allen erweise man die angemessene Ehre“ [*et omnibus congruus honor exhibeatur*] (RB 53,2) – insbesondere den Armen gegenüber sei darauf zu achten (vgl. RB 35,15). Bei aller Abgeschlossenheit bildeten die Klöster insofern stets willkommene Anlaufstellen für Pilger, Hilfe- oder Ratsuchende und damit durch die Jahrhunderte offene Räume des Austauschs, der Freundschaft und pluralen Gelehrsamkeit.

Heute ist die Mauer jedoch auch aus anderen Gründen um vieles durchlässiger geworden. Nicht zuletzt die modernen Kommunikationsmedien stellen die Gemeinschaften vor die

Frage, wie sehr sie sich „der Welt“ öffnen sollen, um „mit dem Zeitgeist zu gehen“, dadurch ihre „totale Institution“ aufgeben und an Logiken der Selbstvermarktung und Fremdbestimmung partizipieren. Insofern ist es die Frage des Marketings, welche die Klöster in Österreich heute oft beschäftigt. In gleicher Weise ist vielen Gemeinschaften außerdem eine möglichst ökologische Haushaltsführung ein großes Anliegen. So entdeckt man angesichts der gegenwärtigen globalen sozialen und ökologischen Herausforderungen den positiven Sinn asketischer Klostertraditionen in einer gemäßigten Lebensführung wieder. Aufgrund dieser jahrhundertealten Traditionen werden die Klöster heute in ihrer asketischen Kompetenz auch von Menschen ohne kirchlichen Bezug hoch geschätzt und als geistliche Rückzugsorte aufgesucht.

Wenn es nur einmal so ganz stille wäre.
 Wenn das Zufällige und Ungefähre
 verstummte und das nachbarliche Lachen,
 wenn das Geräusch, das meine Sinne machen,
 mich nicht so sehr verhinderte am Wachen –:
 Dann könnte ich in einem tausendfachen
 Gedanken bis an deinen Rand dich denken
 und dich besitzen (nur ein Lächeln lang),
 um dich an alles Leben zu verschenken
 wie einen Dank.

Rainer Maria Rilke
 Stundenbuch – Buch vom Mönchischen Leben (1899)

Ursprünglich hatten die Anachoreten und Eremiten, die „Erfinder“ der klösterlichen Lebensform, im 4. Jahrhundert die Intention, sich in der Abgeschiedenheit der Wüste der Begrenztheit der menschlichen Existenz bewusst zu werden und die Flucht vor ihr zu beenden. Sie versuchten, die Grenzen des Menschseins auf ihre Art zu kultivieren und für sich und ihre Umgebung fruchtbar zu machen. Das Christentum mit seiner klösterlichen Kultur hat seine Spuren in die Landschaften Österreichs eingeschrieben und mit seiner Geschichte eine eigene Weltordnung geschaffen (Lefebvre).

Nun stellt sich aber grundsätzlich die Frage: Wie verhält sich das Kloster, wie verhält sich der Ordensmensch zur „Welt“? Und dies meint nicht nur, wie wirtschaftliche Tätigkeit mit dem kontemplativen Leben vereinbart werden kann oder wie Kurhäuser und Tourismusbetrieb im klösterlichen Kontext zu rechtfertigen sind, sondern: Inwiefern ist es überhaupt sinnvoll, diese Dichotomie von Kloster und Welt, Religiöser und Nicht-Geweihter in anderer als soziologischer oder kirchenrechtlicher Hinsicht aufrecht zu erhalten? Die Frage wiegt schwerer, als zunächst vielleicht angenommen, denn es betrifft

die Identität der Ordensfrauen und -männer selbst – und jede Ordensgemeinschaft, jede Spiritualität wird sie implizit oder explizit auf ihre Weise beantworten müssen. Galten Mönch und Nonne früher als religiöse Virtuosen, so bemühen sich viele heute eher darum, ihre Identität als die eines ganz „normalen Menschen“ zu gestalten. Man könnte also vielleicht sagen: Der Typus Klostermensch findet sich in einer Epoche der Identitätssuche wieder. Denn wenn die Auszeit im Kloster, die Attraktivität der alten Häuser und deren kulturelles Angebot touristisch und individuell lebensabschnittstechnisch boomen – die Ordensfrau und der Ordensmann selbst sind in Österreich (anders als z.B. in Afrika) zu einer bedrohten Rarität geworden sowie deren Dasein häufig zu etwas Unverständlichem. Auf wunderbare Weise brachte dies Michel de Certeau SJ (1925–1986), seines Zeichens selbst Jesuit, zu Wort, wenn er mit der „rätselhaften Gestalt“ eine Lebensform in Frage stellt, die heute für viele Menschen im säkularisierten Westen in ihrem eigentlichen Sinn nicht mehr rational nachvollziehbar ist bzw. der etwas Exotisches anhaftet:

Er ist eine fremdartige Gestalt, freilich von einer ambivalenten Fremdartigkeit, die bald auf ein großes Geheimnis, bald auf eine längst entfernte Vergangenheit hindeutet. Seine Faszination ist die von etwas Verborgenen, Geheimem, und zugleich hat er den Status von etwas, dessen Zeit vorbei ist, das nur mehr Relikt verschwundener Gesellschaften ist. Wer aber ist diese rätselhafte Gestalt? (Certeau 2009, 29)

Möglicherweise lässt sich dies aber gar nicht allein auf den Ordensmann oder die Ordensfrau beziehen. Der Religiöse in Certeaus Text steht hier vermutlich eher für Menschen, die im verrückten Wagnis des Glaubens nach ihrer Berufung fragen. Glaubende, die sich für ein geistliches Leben entscheiden, können sich heute nur mehr schwerlich auf angesehene Rationalitäten stützen. Es sind keine Überlegungen der Nützlichkeit, die hier ausschlaggebend sind. Vielmehr geht der Glaubende seinen Weg, „weil er nicht anders kann“ (Certeau 2009, 29). Doch dieses geistliche Leben gibt sich nicht in individueller Abgeschiedenheit. Lebendig kann es nur sein, wenn es sich mit-teilt. Glauben gestaltet sich deshalb als eine *gemeinschaftliche Praxis*. Es bedeutet das verrückte Wagnis einer Treue, die sich immer wieder vom Anderen verändern lässt und die trotzdem daran festhält, nicht ohne den Anderen sein zu wollen. Wie schon gesagt, wurde von jeher die Gastfreundschaft in den Klöstern großgeschrieben. In der monastischen Tradition des Mittelalters wurde die geistliche *communio* außerdem häufig als *amicitia*, Freundschaft, ver-

standen. Vielleicht kann diese Idee einer (gast) freundschaftlichen Gemeinschaft ja auch heute Glaubenden neu zur Berufung werden.

ISABELLA BRUCKNER

IST UNIVERSITÄTSASSISTENTIN AM INSTITUT FÜR FUNDAMENTALTHEOLOGIE AN DER KFU GRAZ. SIE FORSCHT ZUM WERK VON MICHEL DE CERTEAU SJ. DISSERTATION: "DIE BEDEUTUNG DES GEBETS IM POSTMODERNEN KONTEXT IM AUSGANG VON MICHEL DE CERTEAU". GEFÖRDERTE SEIT 2018.

THOMAS SOJER

STUDIERT(E) KLASSISCHE PHILOLOGIE, PHILOSOPHIE UND THEOLOGIE IN INNSBRUCK, LONDON, LUZERN UND ANTWERPEN. ER FORSCHT ZUM WERK SIMONE WEILS. GEFÖRDERTER SEIT 2016.

Literatur

- Bauman, Zygmunt: Liquid Love: On the Frailty of Human Bonds, London: Blackwell 2003.
- Certeau, Michel de: Eine rätselhafte Gestalt, in: ders.: GlaubensSchwachheit 2009, 29-31.
- Jonveaux, Isabelle: Mönch sein heute. Eine Soziologie des Mönchtums in Österreich im europäischen Dialog, Würzburg: Echter 2018.
- Lefebvre, Henri: La production de l'espace, Paris: Editions Anthropos 2000.